

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 25 (1973)
Heft: 5

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

TV/RADIO-KRITISCH

Geschichte als Naturereignis

Drei Folgen der SRG-Sendereihe «Die Schweiz im Krieg»

In einem noch unbekanntem Mass geschieht an dieser Stelle Autor Werner Rings und seinen Produzenten beim Deutschschweizer Fernsehen und in der weiteren SRG Unrecht, wenn einer ihre 13teilige Serie «Die Schweiz im Krieg» schon nach drei Folgen kritisiert. Besser nichts schreiben also, den Mund erst aufzutun, wenn die Sache gelaufen ist und aus dem aktuellen ein akademisches Interesse geworden ist? – Die Aufgabe des Tagesjournalismus ist es ja wohl nicht, die Geschichte des Fernsehens niederzuschreiben. Im Falle von «Die Schweiz im Krieg» wäre es notwendiger gewesen als je zuvor, durch Vorvisionierungen der Presse eine aktuelle und fundierte Auseinandersetzung mit der Sendereihe zu ermöglichen. Da man sich beim Deutschschweizer Fernsehen darum gedrückt hat, sind die folgenden Bemerkungen zum Versuch einer Bewältigung der Schweizer Geschichte in der Nazizeit wohl aktuell, aber nur ungenügend fundiert. Man wird es allmählich müde, Vorvisionierungen zu verlangen, wenn die Verantwortlichen beim Deutschschweizer Fernsehen nur hie und da zum Schein auf diese Forderung eingehen und jedesmal mit der gleichen Folgenlosigkeit versprechen, sie zu prüfen.

Nekrolog und Kriminalistisches

Es sind zunächst einige bemerkenswerte und zum Teil eher komische Randaspekte zu verzeichnen: die Präsentation zum Beispiel, zu der sich Fernsehdirektor Guido Frei persönlich bemühte. Er schlug einen Ton an, als verkündete er eben den Hinschied der schweizerischen Television. Oder der wirklich ganz verkehrte Titel des Ganzen: Das Auffällige an der Schweiz «im» Krieg war es ja gerade, dass sie sich weise aus diesem heraushielt! Aber im Ernst: Einer so grossen und teuren Produktion wären ein eigener Stil, eine Façon, eine Diktion, ein Schriff wohl angestanden. In dieser Hinsicht hätte sie sich vom phantasielosen, eintönigen Faktenfetischismus einer Sendung über Sitten und Bräuche weit hinten in der Türkei unterscheiden dürfen. Aber nicht um eine Art und Weise, sondern um eine falschverstandene Breitenwirkung hat man sich bemüht: Politische Morde und Entführungen werden nach Aktenzeichen-XY-Manier als unterhaltsame Einlagen mit Krimikitel und aufregender Tatortbesichtigung aufgezogen.

Unheilvoller Tag

In der Sache selbst fällt zuvorderst eine immer wiederkehrende Verkürzung auf. So komplexe und für die Schweizer Geschichte von damals bestimmende Erscheinungen wie der Nationalsozialismus oder der italienische Faschismus werden mit wenigen Sätzen und ein paar Filmen von Massenaufmärschen angezeigt. Sie werden jedoch weiter nicht in sich selber und aus sich selber erklärt. Es hat offenbar zwischen Verdun und Hitlers Machtübernahme für Werner Rings so gut wie keine nennenswerte europäische Geschichte gegeben, keinen Versailler Vertrag und keine amerikanische Kriegsbeteiligung, keine russische Revolution und keinen Marsch auf Rom. Als der Führer Reichskanzler wurde, war das eben nichts mehr und nichts weniger als ein «unheilvoller Tag», gleich als wär's der erste in der Geschichte Deutschlands gewesen, als hätte sich gleichsam der Teufel selbst erstmals richtig ihrer angenommen. Gewiss, mit diesem Tag begann die Bedrohung der Schweiz. Doch eben: So richtig bedrohlich und furchterregend ist etwas ja nur dann, wenn man es schlecht kennt und versteht. Dieses Nicht-

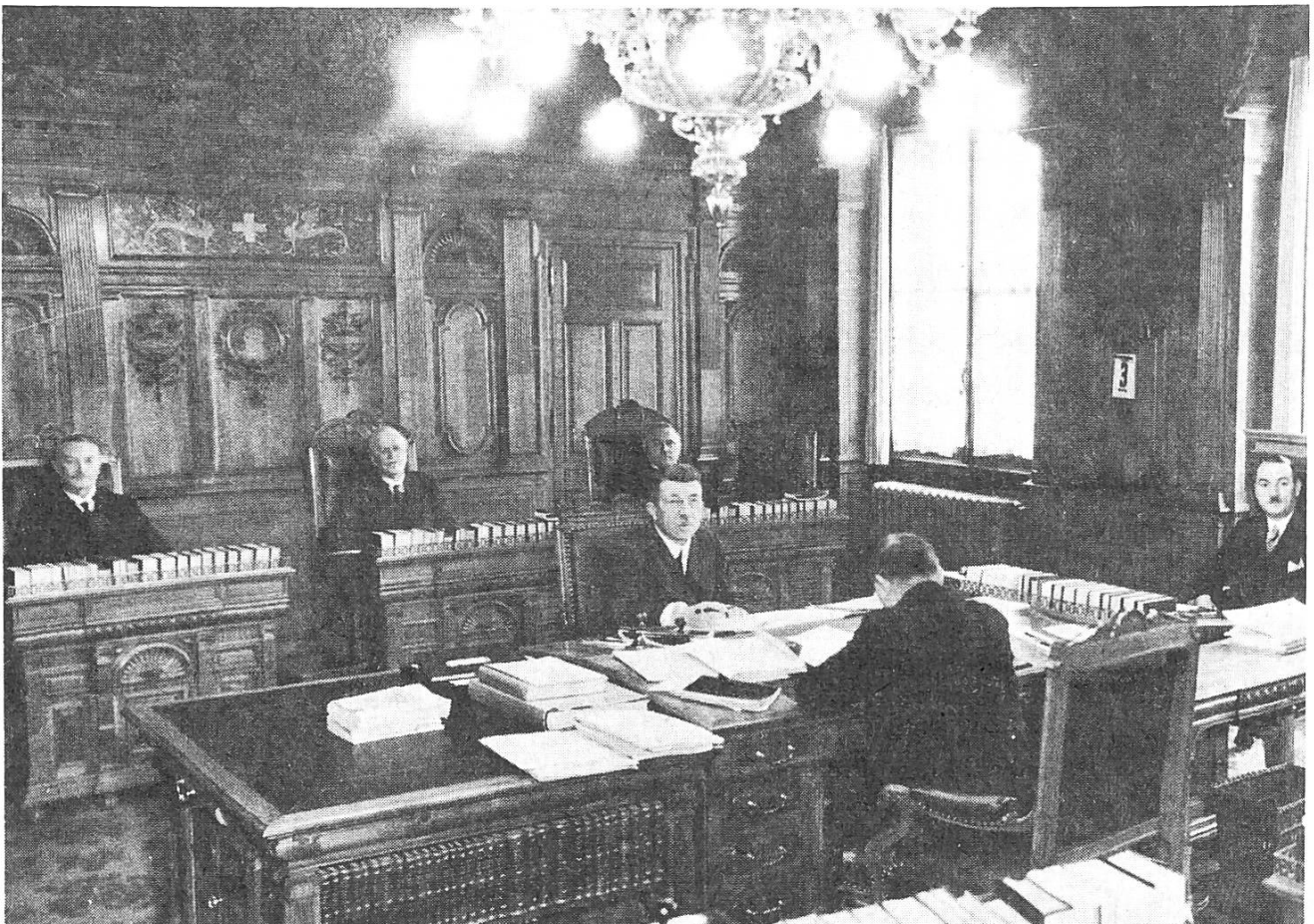
verstehenkönnen, das vielleicht auch damals schon ein Nichtverstehenwollen war, hat sich hierzulande offenbar über vierzig Jahre hinweg erhalten. So kommt es in den Texten von Rings zu offensichtlichen Fehlaussagen. Es heisst zum Beispiel, die Diktatur Hitlers sei auf «Unrecht, Terror und Missachtung menschlichen Lebens gegründet» gewesen. Die wichtigste Stütze des Regimes vergisst der Autor, verdrängt sie möglicherweise auch: die Zustimmung der Mehrheit des gezielt und mit allen Mitteln in Abhängigkeit, Bedürftigkeit und Ungewissen gehaltenen Volkes.

Kein amerikanisches Zeitalter

Desgleichen schreckt Rings davor zurück, in der Weltwirtschaftskrise der frühen dreissiger Jahre etwas anderes zu erblicken als ein verhängnisvolles, unerklärliches Naturereignis. Er nennt zwar Zahlen über Arbeitslosigkeit und Produktionsrückgang, sinkende Löhne und den Reichtum der Nichtbetroffenen. Aber auf Gründe ist die Erscheinung für ihn nicht rückführbar. Und er verschweigt, dass die Krise amerikanischen Ursprungs war. Mit ihrer für die ganze Welt bestimmenden wirtschaftlichen Potenz kündigte sich die kommende Rolle der USA als einer und einziger Super-Grossmacht in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts bereits an. Während in der Schweiz der alte Traum von kleinstaatlicher Autarkie und Immunität hochgehalten wurde, begann Amerika schon, allen Ländern den Lauf der Dinge zu diktieren. Diese Lehre zog auch Hitler nicht, warum hätte man sie also damals in der Schweiz ziehen sollen? Immerhin, heute wäre die Einsicht fällig.

Springflut

«Woher kam diese Bewegung? Sie konnte ja nicht einfach vom Himmel gefallen sein?» Soviel weiss auch Rings von den Fronten, dass sie nämlich eine Herkunft



haben mussten. Als Antwort auf diese Frage hat er dann allerdings wenig mehr zu bieten als das Stichwort Universitäten, eine schlecht definierte «Unruhe der Jugend», ein vager «Generationenkonflikt» und dergleichen abgenutzte Ausdrücke mehr. Alle sind sie geeignet, dem Fernsehvolk das Gruseln beizubringen, ihm dumme und falsche Analogien zu heutigen Vorgängen zu suggerieren. Uralt-Klischees, veritable Denkmäler der Denkfaulheit, werden wieder ungeniert aufgetischt: «Ganz links gleich ganz rechts» und «Faschismus gleich Kommunismus». Man träufelt's den Leuten nur etwas subtiler ein, nicht mehr in der grobgewirkten Kreuzzugs-Rhetorik der fünfziger Jahre. In den Obertönen schwingt aber allemal mit, dass Kommunismus immer doch noch ein ganz klein wenig schlechter sei als Faschismus. Man beachte zum Beispiel die feinsinnig differenzierte Wortwahl in einem Satz wie diesem: «In der Schweiz fanden kommunistische Parolen kein günstiges Echo, wohl aber die Hoffnungen, die Adolf Hitler zu wecken verstand.» Parolen und Hoffnungen sind denn ja doch nicht ganz dasselbe. Mangels einer Analyse wird dann das Fronten-Phänomen mit dem vertrauten, heimeligen Vokabular umschrieben, das von jedem weiteren Nachdenken dispensiert: Eine «Springflut» war's halt, und ein «Frontenfrühling» brach an, der, wie denn anders, «einem Naturereignis vergleichbar» war.

Abwehren

Faschismus im Ausland, Wirtschaftskrise, Faschismus in der Schweiz – das sind drei Erscheinungen, mit denen man sich in der offiziellen und offiziösen Geschichtsdeutung hierzulande ungern, und wenn schon, nur oberflächlich und andeutungsweise einlässt. In bezug auf diese verdrängten – fast möchte man sagen: bedrohlichen – Themen funktioniert die Abwehr, die die sicher verständliche Grundhaltung der Generationen der dreissiger, vierziger und fünfziger Jahre war, weiterhin tadellos. «Die Schweiz im Krieg» hätte die Serie werden können und sollen, die diese Haltung reflektiert und bewusst macht, sie in ihren positiven und negativen Auswirkungen, auch in ihrem unvermeidlichen Widerspruch zur tatsächlichen politischen Praxis analysiert. Statt dessen macht es den Anschein, als sei sie einmal mehr der müde Ausdruck des unentwegten und blinden Denkens in den Bahnen jener Vorstellung geworden, die als «Sonderfall Schweiz» in den Köpfen weitergeistert.

Pierre Lachat

«Wer gwünnt?» – auf jeden Fall Mäni Weber

Zwei Jahre nach dem letzten «Dopplet oder nüt» betätigt sich Hermann Weber wieder als Quizmaster auf dem helvetischen Bildschirm. «Wer gwünnt?» ist eine schweizerische Version der italienischen Erfolgsserie «Rischiatutto», die ich allerdings nicht kenne. Da ich auch «Dopplet oder nüt» nie gesehen habe – ich weiss, ich bin in solchen Dingen ein Hinterwäldler –, kann ich keine Vergleiche anstellen. Immerhin scheint mir das neue Quiz einem Vergleich mit ausländischen Sendungen ähnlichen Charakters durchaus standzuhalten. Die Konzeption ist technisch raffiniert ausgeklügelt, und die Elektronik hat vorzüglich und blitzschnell geklappt. Ob ein Quiz aber gut oder schlecht ist, hängt in erster Linie vom Präsentator und von den Kandidaten ab. Sowohl Weber als auch die drei männlichen Kandidaten haben sich (sichtbare) Mühe gegeben. Ich könnte mir das Ganze allerdings noch etwas gelöster vorstellen, handelte es sich doch nicht um eine Live-Sendung, sondern um eine Aufzeichnung. Zweifellos werden diese kleinen Anfangsunbeholfenheiten «Wer gwünnt?» nicht daran hindern, bis Mitte Jahr alle drei Wochen ein zahlreiches Publikum vor dem Bildschirm zu versammeln und mit den Kandidaten mitfiebern zu lassen.

Ganz froh bin ich der Sache aber nicht geworden, vielleicht weil ich gegen solche Fernseh-Quiz an und für sich etwas habe. Denn was geschieht hier eigentlich? Getestet werden Leistungen: Wissen, Gedächtnis, Risikofreude und Spontaneität. Wer über

das beste Computer-Köpfchen verfügt, ist der Champion. Mit harter Währung wird belohnt, wer sich am besten im Wettbewerb und Konkurrenzkampf, im Gegeneinander, geschlagen hat. Es herrscht eine Prüfungs- und Examensatmosphäre, die Kandidaten machen verkrampfte und gequälte Gesichter, und die Zuschauer weiden sich an ihrem Zittern. Alles hat seinen Wert in klingender Münze: Sport für 70 Franken und klassische Musik für 30 Franken. Nach dem Prinzip «Wer hat, dem wird gegeben» kann der Kandidat mit dem meisten Gewinn weiterfragen; warum eigentlich nicht jener, der am wenigsten hat? Der Profit ist Trumpf und Geld der einzige Wert, nach dem man sich richtet.

Wahrscheinlich ist Mäni Webers Quiz mit solchen Feststellungen und Fragen überfordert, vielleicht übertreibe ich auch. Schliesslich wollen solche Quiz-Sendungen ja «nur» unterhalten. Aber eben, mir scheinen dieses und ähnliche Quiz Beispiele dafür zu sein, wie sich für unsere Gesellschaft typische Verhaltensweisen und Wertvorstellungen in solchen Fragespielen spiegeln. Warum nicht einfach ein Spiel aus lauter Freude am Mitmachen, am Spielerischen, warum immer dieser Anreiz mit Prämien und Gewinnen? Es sollte doch möglich sein, Spiele zu gestalten, in denen nicht nur Fixheit, Cleverness und Wissen zählen, sondern auch andere und wichtigere menschliche Qualitäten. Wie war das doch bei der letzten Sendung: Weber fand zuerst für den Verlierer keine Worte, nur ein betretenes Schweigen und ein verlegenes Lächeln. Mit Erfolgreichen ist leichter umzugehen, die Verlierer verschwinden besser in der Versenkung, leider...

Ist «Wer gewinnt?» ein Gewinn für die Zuschauer? Ich habe da so meine Zweifel. Nicht für Mäni Weber, der gewinnt auf jeden Fall: «Für mich ist ‚Wer gewinnt?‘ eine ganz persönliche Herausforderung... Wenn's nicht haut, dann gehe ich zwei Jahre auf die Bahamas.» Da kann ja nichts schiefgehen, so oder so. Franz Ulrich

Schwierigkeiten mit der leichten Muse

Zum heiteren Magazin «Spott und Musik» von Radio DRS

Im Umgang mit der leichten Muse tut sich das Radio der deutschen und rätoromanischen Schweiz recht schwer. Besonders im heiteren Magazin «Spott und Musik», welches den Radiohörer am Samstagmittag nach den Nachrichten mit allerhand Glossen und Randbemerkungen zum Zeitgeschehen unterhalten will, wollen Witz und Satire nicht so recht erblühen. Monotonie liegt nicht nur im stereotyp variierten Ablauf der Sendung, sondern ebenso in der unaufhörlichen Wiederbegegnung mit jenen Stimmen, die – so könnte man meinen – laut Radio Studio Zürich für die Cabaret- und Kleinkunst in der Schweiz allein zuständig sind. So sind allein schon die äusserlichen Umstände für ein Sendegefäss schlecht, das als fast einziges noch fortsetzt, was in der Schweiz zumindest seit der unmittelbaren Vorkriegszeit zu einer Tradition erwuchs und während des Zweiten Weltkriegs seinen bisher unerreichten Höhepunkt hatte: das politische Cabaret.

Mit satirischer Schärfe, ätzendem Humor und beissender Ironie auszudrücken, was im Staate faul ist, gilt heute kaum mehr als Mode. Wie tot das politische Cabaret in der Schweiz ist, zeigte vor noch nicht allzu langer Zeit der Versuch, den Vorfall mit Oberstkorpskommandant Hirschy an der Berner Universität in der Rubrik «Das offene Mikrofon» satirisch-kritisch zu behandeln. Der Tatsache, dass einige Studenten mit ihren Mitläufern den Ausbildungschef der Armee in ebenso lauter wie stupider Weise am Reden hinderten, hatten die Radiounterhalter nichts entgegenzusetzen als einen ebenso lauten und dummlichen Sketch. Gebrüll statt Argumente, Verallgemeinerung anstelle einer Analyse und banale Simplifizierung statt einer grundlegenden Auseinandersetzung waren also nicht nur bei den Studikern, sondern auch beim Radio Trumpf. Man könnte über die missglückte Glossierung eines nicht ganz unernst zu nehmenden Vorfalles hinweggehen, sie als Missgeschick abtun, wenn sie nicht beispielhafter Aus-

druck davon wäre, mit welcher Unbeholfenheit in «Spott und Musik» innenpolitische Ereignisse «humorvoll» abgehandelt werden. Wo Hintergrundinformation und die Fähigkeit zum Kommentar fehlen, ist die Satire zum vornherein verloren. Es bleibt dann nur noch die Blödelei, die einigen gefallen mag, aber niemandem nützt.

Es führt indessen nicht allein das Ableben des politischen Cabarets – an dem ja das Radio nur insofern eine Schuld trägt, als es die pointierte Darstellung gewisser Ereignisse mehr und mehr vom Mikrophon verbannte – zum Missbehagen gegenüber dem heiteren Magazin. Die Heiterkeit verschlägt es den Zuhörern bisweilen gleich zu Beginn der Sendung beim Verlesen der nicht selten moraltriefenden «Gedichte zur Woche» oder dann spätestens, wenn er mehr mitfühlend als zornig feststellen muss, wie gute Ideen und erstklassige Leute bedenkenlos verheizt werden. Als Kronzeuge dafür mag Franz Hohler angeführt sein, dessen Wegwerfgeschichten einst einen reizvollen Beitrag zur Samstagmittag-Unterhaltung abgaben, nun aber durch die fast endlose Wiederholung flauer und zusehends reizloser werden. Ideen lassen sich, besonders in der schwierigen Sparte der Unterhaltung, nicht strapazieren. Die leichte Muse wird leicht zur seichten, wenn man ihr durch Repetition und Vervielfältigung den Effekt des Überraschenden raubt.

In der Tatsache, dass gute Unterhalter – gleichgültig ob sie als Autoren oder Interpreten wirken – in der Schweiz dünn gesät sind, liegt, das muss ehrlicherweise erwähnt werden, die Schwierigkeit der Programmgestalter. Sie dienen aber sich selber und auch den betroffenen Künstlern wenig, wenn sie diese ausquetschen wie Zitronen. Die Abteilung Unterhaltung schafft sich sonst eine Reihe von Sozialfällen mit Autoren und Interpreten, die durch die übermässige Beanspruchung kein anderes Engagement anzunehmen mehr in der Lage sind. Damit aber würde sich der Schritt vom heiteren zum traurigen Magazin endgültig vollziehen.

Natürlich hat «Spott und Musik» auch seine Hits. Gegenwärtig ist zweifellos Hans Gmürs «Monatsräger – Monatsfreude» ein solcher. Liegt nicht gerade in der Tatsache, dass in dieser monatlichen Rubrik Dinge beim Namen genannt werden können – was hier schlauerweise durch das Publikum und damit sozusagen ausserhalb der Verantwortung des Radios geschieht – der Grund für den Erfolg? Und – so müsste man weiterfragen – wäre in dieser Richtung nach neuen Impulsen für die Wiederbelebung der traditionellen satirisch-kritischen Samstagmittag-Sendung des Radios zu suchen. Viele erinnern sich noch an die Sendung «Mini Meinig – dini Meinig», die, wenn auch pointierter und profilierter, innenpolitische Ärgernisse aufgriff und zu einem wirklichen Erfolg wurde. Zu einem Erfolg, obschon mancher Zuhörer sich über die angriffige Art nicht nur freute, sondern ab und zu auch ärgerte oder betroffen fühlte. Den Mut zum Wagnis, wieder mehr zu treffen und betroffen zu machen – was letztlich das Wesen der politischen und doch wohl auch der unpolitischen Satire ist –, wünscht man jenen, die das Samstagmittags-Magazin zu gestalten haben: Für die unverbindliche Unterhaltung bleibt immer noch genügend Sendezeit.

Urs Jaeggi

«In Sachen Fischer»

In der ersten Hälfte Februar 1973 zeichnete das Deutschschweizer Fernsehen im neuen TV-Studio Zürich-Seebach das Fernsehspiel «In Sachen Fischer» von Walter M. Diggelmann auf. In der Regie von Karl Suter spielt der junge Schweizer Schauspieler Daniel Kasztura die Hauptrolle. Ein junger Mann hat sein Leben in Erziehungsanstalten und Zuchthäusern verbracht. Ständig zur Unfreiheit, zur Abhängigkeit erzogen, kann er soziales Verhalten nicht üben und lernt nicht, in Freiheit zu leben. Wegen eines Raubüberfalls vor Gericht gestellt, wird der Angeklagte zum Ankläger all jener, die es immer «gut mit ihm gemeint» haben. «In Sachen Fischer» wird voraussichtlich am 14. Mai in Farbe ausgestrahlt.